

(Nachdruck verboten.)

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Frau Lejers Blicke blieben oft kummervoll und forschend auf ihm haften. Diese sonst so matten Augen wurden so wunderbar scharfsichtig, wenn es die Kinder betraf, und mit Günther war sicher etwas nicht in Ordnung. Wenn sie auch nicht von der Spielwut gehört hatte, der er zum Opfer gefallen war, denn es drang so wenig vom Leben und Treiben der Welt in ihren entlegenen Winkel, so ahnte sie doch instinktiv, daß er ihrer bedurfte. Nicht in derselben Weise wie Sven; er sollte aber jedenfalls fühlen, daß er bei ihr stets offene Arme fände, wenn er sich auch von ihr gewandt und sich ihrer Fürsorge entzogen hatte.

Den Weihnachtsabend feierte Günther bei der Mutter, nachdem er den ganzen Nachmittag bei Aina gewesen war. Diese und ihre Mutter waren auch von Frau Lejer eingeladen, da die Mutter aber nicht mitgehen wollte, blieb Aina ebenfalls zu Hause.

Dora hatte eine kleinen Tannenbaum aufgestellt und verschiedene bescheidene kleine Geschenke darunter aufgebaut. Sie hatte sich scherzhafte Sprüche dazu ausgedacht und weidete sich nun an der Ueberraschung von Mutter und Bruder, ihre wilde, überströmende Freude war jedoch gezähmt. Sie hatte schließlich gelernt, ihre übertriebene Lebhaftigkeit zu mäßigen. In die sonst so lachenden Augen war ein tiefer, nachdenklicher Ausdruck gekommen, und das hübsche, unregelmäßige Gesicht hatte schärfere Linien bekommen, wie sie in schlaflosen Nächten ausgemerzelt werden.

Während Frau Lejer draußen in der Küche die übliche Weihnachtsgrüße kochte, saßen Günther und Dora neben dem Tannenbaum und plauderten miteinander. Sie sprachen erst von ihren gemeinsamen Kindheitserinnerungen, dann wurde es plötzlich still in dem kleinen Zimmer.

„Günther,“ sagte Dora, „wie wunderbar es doch in der Welt zugeht! Ich finde, je länger man drin ist, desto weniger versteht man die Bedeutung des Lebens.“

„Sagt Du auch angefangen, darüber zu grübeln, arme, kleine Dora?“

„Ja, und ich glaube doch, daß ich unbewußt bis auf das äußerste dagegen angekämpft habe. Aber darum kann ich noch Luftschlösser bauen.“

„Kannst Du das, Kleine, laß hören!“

„O nein, Luftschlösser sind etwas gar zu Kindliches für Dich, Du großer Günther, Du würdest nur über meine Dummheiten lachen.“

„Nein, ich glaube, es würde mir gutthun, jemand zuzuhören, der noch Luftschlösser bauen kann.“

„Armer Günther!“ Sie klopfte ihn auf die Schulter.

„Wir wollen nicht von mir reden, Dora.“

„Na, dann also von meinen Luftschlössern. Es sind keine Babeltürme mehr wie früher, aber ganz großartig sind sie doch noch auf alle Fälle. Ich beabsichtige, mich selbständig zu machen, nach Amerika zu gehen und mir dort eine gute Stelle zu suchen und dann, ja, dann weiß ich nicht genau, ob ich noch mehr sagen will; Du hast jedenfalls das Vernünftigste zu hören bekommen. Erste Etage, was meinst Du dazu, zeitgemäß eingerichtet?“

„So, Du denkst also daran, Schweden zu verlassen,“ versetzte Günther, „will mein Sonnenstrahl so weit von mir fortgehen?“

„Du hast ja Aina, liebster Günther.“

„Ja, das ist wahr.“

„Sie ist so gut, und Ihr werdet gewiß glücklich miteinander werden.“

„Glücklich!“

Er lachte gezwungen.

Dora schlang ihre beiden weichen Arme um seinen Hals und schaute ihm in die Augen.

„Günther, Du bist so verändert! Du bist nicht mehr so männlich und stark wie früher, und dann ist es, als entfremdest Du Dich uns, das darfst Du nicht! Wenn auch

einmal der atlantische Ocean zwischen uns liegt, so halte ich Dich doch fest. Ich will zu Dir ausschauen, Günther, da darfst Du Dich nicht abwenden. Ich weiß ja, daß Du der beste, liebevollste Bruder bist, den es giebt, aber gerade darum schmerzt es mich so, daß Du mir ausweichst, so selten Zeit für mich hast.“

„Verzeih mir, Dora, ich habe so viel zu thun gehabt, und außerdem . . . Ja, das verstehst Du nicht, Kind!“

„Ich bin kein Kind.“

„Doch, sei meine kleine Schwester, Dora, so mag ich es am liebsten haben.“

Er küßte sie auf die Stirn und leitete dann mit nervösem Eifer auf ein gleichgültiges Thema über; er hatte Furcht bekommen vor der erwachten, fragenden Unruhe, die ihm aus Doras glänzenden Augen entgegenblickte.

XIV.

Der Winter war mit langsamen, zögernden Greifschritten vorwärts geschlichen und hatte tiefe Schneespuren hinterlassen. Jetzt hatte indessen der Alte die Herrschaft dem Erbprinzen Frühling abgetreten. Der entthronte Monarch lenkte seine Schritte zu den hohen Felsen hinauf, wo er Anachoret werden wollte, der alte Sünder. Der Frühling aber lachte über seine Befehmung, lachte überhaupt über alles, wie Unerfahrenheit und Jugend so leicht thun. Er streute Blumen auf Weg und Steg; seine Regierung sollte anders werden, er wollte die Welt zu einem Freudenreich machen, aber armer König Frühling! Im Norden bist Du nicht Alleinherrscher, die Natur schreibt dir harte Befehle vor! Aus seinem reichen Füllhorn durfte er nur einige kleine Schlüsselblumen und rote und weiße Anemonen zur Erde fallen lassen.

Die Schlüsselblumen und roten Anemonen nahmen es nicht so genau mit dem Platte, sie guckten wie neugierige Arme-Leute-Kinder aus der dürftigen Umgebung von dünnen, vorjährigen, braunen Blättern hervor, die weißen Anemonen dagegen zögerten, sie warteten auf das Gras und darauf, daß der Frost aus dem Boden weichen sollte, dann aber schossen sie empor und standen in Haufen wie halberwachsene Schulmädchen in ihrem Sonntagsstaat.

Der Frühling war zufrieden, dies alles hatte er im April zu Wege gebracht. Da hatte er auch die erstarrten Bäume wieder zu neuem Leben erweckt, war in die Wälder zu den Veteranen mit den unzerbrechbaren Nadelröcken gegangen und hatte ihnen einen kleinen Extra-Ausflug versprochen, dann hatte er mit den Frühlingsbächen gesprochen und hatte die Lerchen ihre munteren Weisen singen gelehrt. Er hatte auch die andren Vögel ermahnt, mitzuzwitschern, jeder nach bestem Können und Vermögen.

Die Menschen machten es dem Frühlingkönig am schwersten; trotz all seiner huldvollen Fürsorge und seines lebenswürdigen Lächelns waren da immer noch Gesichter, die sich nicht aufklären wollten, Augen, welche nicht hoffnungsfreudig seiner Schönheit entgegenblickten; ja, es gab sogar solche, die ihm ganz aus dem Wege gingen, doch es war nicht seine Art, sich Sorgen zu machen; er schwang fest sein Scepter, so daß es in der Sonne glitzerte.

Vernünftige, ordnungsliebende Leute hatten die Seite für den April in ihrem Kalender abgezeichnet und gingen nun an, Notizen für den Mai einzutragen.

Dieser lange Winter war eine merkwürdig komplizierte Zeit für Aina Gadde gewesen. Sie hatte sich trotz allem glücklich gefühlt, denn Günther vernachlässigte sie niemals. Es gab sogar Augenblicke, in denen sie sich geliebt glaubte.

Sein erregtes Gewissen war durch falsche Liebesungen betäubt, und er suchte durch Bärtlichkeit der Worte zu erheben, was der Handlung fehlte; diesen seinen Gemütszustand hatte Aina anfänglich nicht verstanden; sie litt mir unter dem Bewußtsein, daß sie so wenig Einfluß auf ihn hatte. Doch seit den beiden letzten Monaten, da er, überreizt und nervös, wie er geworden war, nicht einmal länger den Schein aufrecht zu erhalten vermochte, hatte sie mit peinlicher Klarheit eingesehen, daß gerade sie, die nicht ohne ihn leben zu können glaubte, ihm auf seiner Laufbahn im Wege stände. Sie war der dürre Ast, welcher abgehauen werden mußte,

wenn nicht der ganze Baum, dieser einst so stolze, grügende Baum seiner Zukunft, zu Grunde gehen sollte.

Diesen Vormittag erwartete sie ihn wie gewöhnlich, er pflegte täglich einen Augenblick vorzusprechen, ehe er in das Krankenhaus ging.

„Mut — Mut — Mut!“

Sie wiederholte dies eine kleine Wort mit seiner unendlich großen Bedeutung, sagte es sich immer und immer wieder vor. Mechanisch zerpflückte sie dabei eine halb verwelkte Rose, welche sie vor ein paar Tagen von Günther bekommen hatte, und die nun vor ihr auf dem Tische lag. Ihr war, als hätte sie ihr Lebensglück entblättert — ihr eignes armeliges, dahinsterbendes Lebensglück.

Matt und verblaßt, mit gelben, zusammengerollten Eden fielen die feinen, sammetweichen Blumenblätter auf ihr dunkles Kleid und das farbige Gewebe des Teppichs nieder: von dem Kleide würde sie sie abschütteln, von dem Teppich würde sie sie absegen und in das Feuer werfen.

Trotzdem der Mai seinen Einzug gehalten hatte, froh Aina und hatte gerade ein Feuer in ihrem Zimmer, das jetzt wieder das Gepräge eines Ateliers trug, anmachen lassen. Sie malte ziemlich viel, hatte unaufhörlich Bestellungen von Bildern und legte von der Einnahme für den künftigen Hausstand zurück. Es waren bekannte Genrebilder, die sie mit der wirklichen Auffassung, welche die Liebe verleiht, schuf, und in den Familien sagte man allgemein, daß Aina eine feine, weibliche Künstlerin repräsentiere, die fast in Widerspruch mit der Anschauung der jungen modernen Künstler stand; sie hatte sich auch gänzlich von den Kameraden zurückgezogen. Sie nannten sie unterhohlen „abtrünnig“ und „Handwerkerin“, doch sie kümmerte sich nur wenig darum, wenn ihr dergleichen zu Ohren kamen. Sie verstanden ihr Ziel ebenso wenig wie sie jetzt auch dem Streben der andern fremd geworden war.

Hätte sie ein einziges Mal ihr eignes persönliches Ich von dem Gedanken an Günther getrennt, so würde sie vielleicht ihren Verleumdern recht gegeben haben; sie war nicht mehr allein Künstlerin, es war Alltagsstaub in den Pinsel gekommen, und die Farben auf der Palette waren trocken. Es lag nicht mehr das saftig Breite und Individuelle über ihren Malereien, sondern „die Alte am Herd“, „die Mutter an der Wiege“, oder „Begegnung zwischen Knab' und Mädchen“ waren die fein ausgeführten Kopien einer traditionellen Kunst.

Jetzt sah sie jedoch ein, daß diese Grundplatte vergebens gelegt war. Sie riß die letzten Rosenblätter ab. War das unbarmherzig? Nein, nein, das waren Symbole toter Träume, getäuschten Glaubens und ach, tausend, tausend zu Schanden gewordener Hoffnungen.

Es läutete. Sein Läuten, das erkannte sie sofort, und in der nächsten Minute würde er vor ihr stehen — aber wie? Bleich, höhlänglich, mit tiefen Schatten auf dem markierten Gesicht und mit einem schlaffen, müden Zug um den Mund, einem Zug des Ekels und des Widerwillens. Scheu würde er dem frisch hereinströmenden Tageslicht begegnen, das ihm, der die Nacht am Spieltisch verbracht hatte, schneidend scharf erschien.

Sie hörte unendlich, wie er das Mädchen nach ihr fragte, fühlte eine gewisse Befriedigung darüber, daß sie allein mit ihm sein würde, denn die Mutter war ausgegangen — und dann konnte sie nicht mehr ruhig denken. Es sauste ihr vor den Ohren, und die Zunge wurde rauh und trocken wie bei einer Fieberkranken.

Sie griff nach der mißhandelten Rose, presste sie mit leidenschaftlicher Festigkeit an die Lippen und flüsterte wie im Rausch:

„Herr Gott, Herr Gott, nimm mein Glück nicht von mir, noch nicht, noch nicht! Strafe mich nicht, weil ich nicht an Dich glaube, ich werde glauben, wenn Du ihn mir nur gibst, wenn nicht für das ganze Leben, so doch noch für ein Jahr, ein halbes, einige Monate . . .“

Es wurde an die Thür gefaßt.

„Guten Tag, liebe Aina.“

„Guten Tag, Günther.“

Es war kaum ein Gruß, vielmehr ein wilder, erstidender Angstschrei, denn die starke, innere Stimme, welche im entscheidenden Augenblick selten im Menschen schweigt, die ihn unwiderstehlicher als jeder äußere Druck vorwärts treibt, sagte Aina, daß ihr kein Aufschub gewährt sei. Wenn sie

Günthers Glück wollte, so mußte sie ihr eignes opfern und ihn freigeben.

„Was ist Dir, Aina, bist Du krank?“

„Nein! . . . Willst Du Dich nicht sehen?“

„Ja, danke, komm' und setze Dich zu mir!“

Er zeigte auf die niedrige Ottomane.

Aina machte eine abwehrende Geberde und trat an das Fenster. Sie stand so, daß sie ihm den Rücken zugekehrte, ihn aber doch sehen konnte. Sein Bild hatte sich zu tief in ihre Seele geprägt, um jemals darin erlöschen zu können, aber es hatte nicht mehr dasselbe Aussehen wie damals, als er sich in ihr Herz geschlichen hatte. Jetzt war es eine vergilbte, schlecht erhaltene Daguerrotypie, aber doch so lieb, denn es hatte den Heiligenschein der teuren Erinnerungen über sich und würde ihn stets behalten.

Er war auch stehen geblieben, jetzt setzte er sich doch auf einen Stuhl, stützte den Arm auf einen zerbrechlichen Phantasiestisch und schaute finstern vor sich hin.

Es war so wunderbar still im Zimmer geworden, und doch kam es Aina vor, als ob der Sturmvogel des Schicksals mit seinen schwarzen Schwingen über ihre Häupter zöge. Es lagen schwere, harte Worte bereit, die eine unübersteigliche Mauer zwischen ihnen errichten würden, und sie, die am meisten liebte, mußte den Grundstein legen.

„Du hast diese Nacht wieder gespielt, Günther?“

Sie wandte sich nicht um.

„Ja.“

„Und verloren?“

„Natürlich, das scheint in letzter Zeit Usus geworden zu sein. Aber jetzt ist es vorbei damit, Aina, glaube mir; ich will nur . . .“

„Noch einen Versuch machen und noch einen — und noch einen! Ich weiß das nächstens auswendig. Ich habe die Totenglocken über unser Glück — über mein Glück läuten hören.“

„Sei nicht so heftig, Aina!“

Er stand auf.

„Festig! Nein, Du hast recht, was hätte das für Zweck? Wir wollen beide ruhig sein jetzt in der Trennungsstunde. Natürlich ist es an mir, den ersten Schritt zu thun.“

„Was meinst Du?“ fragte er unsicher, und eine rötliche Färbung zog über das bleiche, verwachte Gesicht.

„Das weißt Du, Günther. Aber Du bist ein Mann, der die Forderungen der Ehre kennt. Du hast in letzter Zeit so oft von Deinen „Ehrenschnulden“, von Deinen Verpflichtungen, die berichtigt werden müßten, gesprochen. Ich wußte, daß ich Dir nur eine Last war, aber ich brannte lieber innerlich vor Schmerz über die Peitschenschläge, welche mir Deine Worte in unbewachten Augenblicken versetzten, als daß ich Dich gehen ließ. Du bist mein Gott, mein Licht, meine Sonne gewesen. Ich habe so viel von Dir gehalten, wie man nur fühlen, nicht in Worten aussprechen kann, niemand kann seinen tiefsten Gefühlen Ausdruck verleihen. Du hast — „bornehm“ nennt man es wohl, gelebt, ich nenne es verabscheuenswert gemein. Hätte mir vor zwei Jahren jemand gesagt, daß Günther ein Spieler würde, hätte ich eine solche Behauptung mit Verachtung zurückgewiesen. Du hast mir überflüssige Stunden, Zwischenakte, für die Du keine andre Verwendung hattest, gewidmet, und ich — bin stets bei Dir gewesen mit meiner ganzen, armen, sich in Sehnsucht verzehrenden Seele. Deine Zuneigung — der Ausdruck ist wohl milde genug, um Deine Gefühle für mich zu bezeichnen — war wie ein Licht, das man dem Zug aussetzt, es ringt und ringt nach Luft, bis es schließlich verlöscht. Du hast Dich nicht beeilt, Deiner Ehrenschnuld bei mir einzulösen.“

Er richtete sich auf. Ein fester, harter, fast höhnischer Zug legte sich um seine Lippen, doch dieser verschwand wieder, und er wurde von Mitleid für dies arme, fleime verkrüppelte Wesen erfüllt, das da mit ihrem Stolze ringend vor ihm stand.

„Es kann ja sein,“ sagte er süßsam, „daß ich mich mehr zur Arbeit hätte zwingen können, es ist aber wirklich nicht zu verwundern, daß ich mich nach einer freudlosen Kindheit und Jugend einmal austobe. Die Zukunft bietet ja auch gerade keine verlockende Perspektive. Ich hoffe jedoch in wenigen Jahren meine Angelegenheiten ordnen zu können, bedeutende Schulden habe ich nicht, und ich nahm an, daß Du auf mich warten wolltest, bis meine übrigen Ehrenschnulden eingelöst wären.“

„Ich danke Dir, daß Du mich höher stellst als Deine andern Gläubiger.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Bräutleute.

Von Wladimir Kirjakow.

„Was sehe ich, Sonja? Du liest Zeitung? Seit wann interessierst Du Dich denn für Politik? Hahaha!“

„Du lachst? Na, warte nur! Du wirst später, wenn Du selbst Braut sein wirst, auch noch Zeitungen lesen.“

„Weshalb soll denn eine Braut durchaus Zeitung lesen?“

„Weshalb? Na, verstehst Du, man muß sich doch mit seinem Bräutigam über irgend etwas unterhalten, nicht wahr? Mein Gregor kommt jeden Tag zu uns, sitzt ganze Abende hier. Wir haben den einen Tag hierbon gesprochen, den andern Tag davon, schließlich aber ging uns der Stoff doch aus . . . absolut kein Gesprächsthema mehr! Sitzen und sich den ganzen Abend 'loß anstarren, geht aber auch nicht. Na, und da bin ich auf die Idee gekommen, mir aus der Zeitung Stoff zu suchen. Jeden Morgen studiere ich fünf Zeitungen durch. Zuerst hatte ich's mit langen gelehrten Abhandlungen versucht, aber davon wurde mir ganz wirr im Kopf. Jetzt lese ich also Zeitungen. Die sind doch immerhin leichter. Gott, wenn bloß erst die Hochzeit wäre! Dann könnte man doch wenigstens mal schweigen, wenn man nichts zu reden weiß!“ . . .

„Ach, finde, meine Braut wird von Tag zu Tag anspruchsvoller!“

„Schon? Siehst Du? Was habe ich Dir gesagt! Aber Du schreust mir ja hoch und teuer. Du seist zum Rasendwerden in sie verliebt, sie liebe Dich ebenso leidenschaftlich, kurz, Ihr würdet unheimlich glücklich mit einander werden.“

„Das behaupte ich auch heute noch. Ich bin verliebt wie früher. Beweis: Ich habe noch in der letzten Zeit zehn Pfund an Körpergewicht verloren und mache beim Kartenspiel ganz unzerzählige Fehler. Und auch sie liebt mich noch ebenso leidenschaftlich wie sonst. Nein, ich rede jetzt von ihren Ansprüchen. Sie verlangt, ich soll für sie meinen genauen Lebenslauf ausarbeiten und darin keines meiner kleinen und großen Abenteuer und Tschelmechtel vergessen. Ich bin kein Belletrist, verstehe mich nicht auf schöngeistige Schreibereien. Ich bin eben nur Beamter. Na, und außerdem — gestehe selbst! — die Wahrheit kann ich doch auf keinen Fall schreiben! Es giebt im Leben eines jungen Mannes mitunter Episoden, welche . . .“

„Ach, sag doch irgend etwas zusammen!“

„Ja, auch zum Lügen gehört Phantasie. Wenn sie mich nur etwas weniger leidenschaftlich lieben möchte! Andre Bräute verstehen es brillant, solche lässliche Fragen zu vermeiden. Außerdem wünscht sie, ich soll jeden Abend ein Tagebuch führen und es ihr jeden Morgen durch einen Dienstmann zuschicken!“

„Weißt Du was? Schneide Dir gehörig in den Zeigefinger der rechten Hand — dann brauchst Du nicht zu schreiben.“

„Ja, das ist auch so 'ne Sache: wenn der Finger später schlimm wird.“

„Na, dann geh' zu irgend einem Arzt und bitte ihn, er möchte Dir nach allen Regeln der Kunst einen Schnitt in den Finger machen. Wahrhaftig, das wird Dir kein Arzt abschlagen, wenn Du ihm erklärst, um was es sich handelt.“ . . .

„Weißt Du, Nikolai, was für eine Idee Papa und Mama haben?“

„Das weiß ich natürlich nicht, mein Engel. Ach, laß' mich doch noch einmal mein Lieblingsstüchchen am Hals küssen!“

„Aber, Nikolai — sitz' doch endlich still! Es handelt sich um eine sehr ernste wichtige Sache. Papa und Mama wollten anfänglich selbst mit Dir sprechen, meinten dann aber, daß sich so etwas doch nicht für sie schade, und beauftragten mich. Sitz' doch still, um Gotteswillen! Wie kann man bloß immer so . . .! Einfach unmöglich, ein ernstes Wort mit Dir zu reden! Na, hörst Du jetzt oder nicht?“

„Ich höre, ich höre. Diese Prüfer kleidet Dich großartig, Vera.“

„Wirklich? Na, dann küsse mich schnell und höre. Papa und Mama lassen Dir vorschlagen, Du möchtest mich entführen.“

„Entführen? Wie meinst Du das?“

„Na — wie man eben ein Mädchen entführt. Du kommst mit einer Equipage mich abholen, ich schleiche mich über die Hintertreppe hinunter, wir fahren in die Kirche und lassen uns trauen. Siehst Du, das kommt meinen Eltern viel billiger zu stehen, als wenn sie eine richtige Hochzeit machen. Man braucht keine Gäste einzuladen, braucht sich kein teures Kleid machen zu lassen. Na, und so drei Tage nach der Trauung kommen wir zu Papa und Mama, gewissermaßen um Verzeihung bitten . . . Dir ist es doch ganz gleich, wie Du mich heiratest, nicht wahr? Und das Geld, welches wir so sparen, können wir später sehr gut brauchen.“

„Sieh' bloß mal, Wertschla, was Dein Bräutigam Arladi Petrowitsch mir da für einen sonderbaren Brief schreibt! Bittet, ihm auf die Mitgift einen Vorschuß von 500 Rubel zu geben. Schreib' übrigens sehr bescheiden und sozusagen herzlich. . . Er habe als Bräutigam große Ausgaben . . . Er habe sich z. B. einen neuen Frackanzug machen lassen, ein halbes Duzend Oberhemden, einige Strawatten kaufen müssen . . . Dazu täglich, wenn auch nur ein Pfund, Konfekt oder irgend ein andres Geschenk für Dich . . . Ich weiß nicht: soll ich ihm das Geld geben oder nicht? Gebe ich ihm es nicht, fühlst er sich natürlich beleidigt und tritt am Ende noch von der

ganzen Geschichte zurück; gebe ich, nimmt er das Geld und verschwindet vielleicht auf Nimmerwiedersehen.“

„Natürlich geben, Papa . . . Was ist da lange zu überlegen? Wir können nur Vorteil davon haben, denn Arladi Petrowitsch ist ein Ehrenmann, und wenn er das Geld nimmt, so heiratet er mich auch ganz gewiß. Zur Sicherheit kannst Du Dir ja aber auch auf alle Fälle einen Schuldschein geben lassen. Er hat übrigens recht: wo soll er das Geld hernehmen, um mich jeden Tag mit Konfekt zu füttern? Denk' bloß, wenn er anstatt zu Dir, zu irgend einem Bucherer gelaufen wäre, dem er für das Geld hohe Binsen zahlen müßte! Weißt Du was, Papa? Geib ihm statt 500 lieber gleich 1000 Rubel. Er wird mich dann ganz gewiß heiraten und mich später noch mehr achten und lieben.“

„Ach, diese Schriftsteller! Was die gerne Vorschuh nehmen!“ . . .

„Wie? Ihr küßt Euch, wenn Ihr allein seid?“

„Natürlich! Gott, bist Du aber naiv, Olga! Dafür sind wir doch Braut und Bräutigam. Das ist schon mal so gang und gäbe unter Bräutleuten. Anfänglich war es mir ja etwas peinlich. Auch das ungewohnte „Du“ wollte mir gar nicht recht über die Lippen — immerhin ist er doch sozusagen ein fremder Mensch. Na, jetzt habe ich mich schon lange daran gewöhnt. An solche Sachen gewöhnt man sich sehr schnell . . . so schnell, daß man später gar nicht mehr davon lassen kann. Es ist nur unangenehm, daß wir eine so kleine Wohnung haben: wenn wir uns in einem Zimmer küssen, hört man's gleich in der ganzen Wohnung. Mama geht deshalb schon immer spazieren, wenn sie merkt, daß wir zärtlich werden wollen. Aber das ist mir recht unangenehm, denn sie ist eine alte Frau, und es macht ihr viel Mühe, die fünf Treppen hinunter- und wieder heraufzulaufen . . .“

Kleines feuilleton.

k. Der Untergang von Philä. Die Zerstörung der „Perle Aegyptens“, der Tempelinsel Philä, scheint unaufhaltsam und schnell vor sich zu gehen, seitdem am 10. Dezember 1902 der große Damm von Assuan vollendet worden ist. Aegypten erwartet von diesem großen Werk moderner Ingenieurkunst eine jährliche Zunahme seiner Einkünfte um 52 Millionen Mark, und eine Vermehrung seines jetzigen Ackerlandes um ein Drittel; aber die Mehrseite der Medaille ist, daß Tausende aus ihrem Heim vertrieben wurden, daß dort, wo die Dörfer Shellall und el-Monhata standen, jetzt ein See ist, und daß nur noch ein Teil der höheren Gebäude auf der Insel Philä aus der zerstörenden Flut hervorsticht. Die kleine Insel vor etwa 500 Meter Länge und 160 Meter Breite ragte mit ihren Tempelbauten anmutig aus dem klaren Wasser heraus und bot einen eigenartig schönen Anblick. Das Zerstörungswerk, das nur, das durch den Niedamm gestaute Wasser ausführt, schildert der Engländer Robinson, der die Insel mehrfach besucht hat, im „Century Magazine“ eingehend. Von den verschiedenen Gebäuden, die Philä schmückten, bleibt heute nur ein Teil des Säulenganges, der oberste Teil des Kiosks und ein Teil des Fiskstempels über Wasser. Der Reisende nähert sich den Ruinen in einem kleinen Boot, in dem er den Säulengang entlang und in den einst heiligen Räumen umherrunden kann. Von den Säulen des Säulenganges bleiben nur die Kapitäle über Wasser. Auf diesen steht man schon gemeißelt und mit zarter Farben geschmückt Tiberius, der den Göttern Gaben opfert, oder Nero, der Isis zwei Augen darbringt. Etwas weiter rechts ist das Dach des Kiosks sichtbar, das auf den zum Teil unter Wasser gesetzten, köstlichen Säulen ruht. Daneben erheben zwei ungewöhnlich große Palmbäume ihre Wipfel über der Ueberflutung. Da der Fiskstempel aus einer Bodenerhebung liegt, bleibt ein beträchtlicher Teil über dem Wasser. Man kann noch auf dem Pflaster der Säulenhalle gehen, obgleich das Wasser fast ebenso hoch steht; schon wenn das Wasser durch den sanften Wind gekräuselt wird, spricht es auf die Steine. In dieser Halle stehen acht Säulen, die man für die interessantesten hält, die von den Aegyptern der späteren Zeiten erhalten sind. Ihre Kolumenkapitäle sowie die Wände und die Dede der Halle selbst sind mit Farben geschmückt, deren Glanz seit fast 3000 Jahren den Elementen widersteht. Nicht so gut erhalten sind einige kleine angrenzende Zimmer. Schon steigt das Wasser an den Wänden empor oder bahnt sich einen Weg durch den Fußboden. Es ist ein merkwürdiger Gegensatz von Licht und Schatten: draußen die purpurnen Felsen und der gelbe, von Licht überflutete Wüstenland, der sich jenseits der grünen Fluggrenze erstreckt, drinnen Dunkelheit und das verhängnisvolle Schäumen des schwarzen Wassers. Vom Tempeldach erhält man einen umfassenden Ueberblick über den Fortgang der Zerstörung. Dort, wo ein kleiner nader Rübierknabe schwimmt, lag der Hathortempel, und eine Unterbrechung in der Strömung bezeichnet Hadrians Thorweg. Sieht man in den Fluß hinab, so bemerkt man dunkle Formen, die Kapitäle von Säulen, die Andeutung eines Daches, den Wipfel einer Dattelpalme: eine Totenstadt. Schon fängt der weiche Stein an zu bröckeln, das Wasser dringt durch die eine und andre Spalte; Stunde um Stunde kriecht der Fluß die Säulen weiter hinauf. Die Insel ist dem Untergang geweiht. In wenigen Jahren, vielleicht Monaten, ja vielleicht bei der nächsten Flutzeit, wird sie gänzlich zerstört werden. —

c. Ein Vogel doktor. Die Thätigkeit eines Vogel doktors schildert sehr hübsch ein Artikel in der Zeitschrift „Girls Realm“. Der Doktor ist eine unternehmende englische Dame, die die originelle Idee hatte,

ein Hospital und eine Pflegeanstalt für Vögel zu begründen. Gegenwärtig enthält das Hospital über 600 Patienten, und die Pflegeanstalt einige 4000 besiedelte Gäste. Letztere sind von ihren Besitzern in das Heim geschickt worden, während diese sich Ferien machen. Das Entgelt beträgt 1 bis 5 Mark in der Woche, wobei „Verpflegung, Wohnung und Bedienung“ einbegriffen ist. Der interessanteste Teil der Hospitalarbeit ist der medizinische. Eine Unfallstation, für die dringendsten Fälle ausgerüstet, ist Tag und Nacht geöffnet. Die Vögel werden gewöhnlich ohne Benutzung von Chloroform operiert; nur in Fällen, wo beträchtliches Schneiden erforderlich ist oder der Patient besonders unruhig ist, wird er erst bewußtlos gemacht. Die Operationen werden in höchst bewährter chirurgischer Weise ausgeführt. Erst wird der Vogel mit einem antiseptischen Mittel gewaschen, und die Instrumente und Nadeln werden sorgfältig sterilisiert. Gewöhnlich werden die Vögel während der Operation in der Hand gehalten, während die größeren und kräftigeren bisweilen fest an den Operationstisch gebunden werden. Die am häufigsten vorkommende wundärztliche Operation ist das Heilen von gebrochenen Beinen und Flügeln. In 9 von 10 Fällen kann nach der Behauptung des Vogelspezialisten ein gebrochener Flügel oder ein gebrochenes Bein geheilt werden. Beim Einrichten des Beines von einem Kanarienvogel wird oft ein gewöhnlicher Federposen-Jahnstöcker zum Schienen benutzt. Die Pose wird gespalten und nur um das Bein gelegt und bandagiert. Es sind schon Vögel mit dreifachem Beinbruch im Hospital geheilt worden, wobei kaum eine Narbe an der Bruchstelle zu sehen war. Die Beine der Vögel verheilen leicht. Besonders interessant ist die eigentümliche freihängende Schleife, die zu Operationszwecken bei Quetschungen oder Brüchen benutzt wird. Der Vogel ruht auf einer Schlinge von weichem Stoff, wobei seine Beine durch zwei Schlingen am unteren Ende hindurchgesteckt werden. Er liegt sehr bequem in dieser Stellung, ist aber unfähig, seine Beine zu bewegen oder die Bandagen zu verschieben. —

Medizinisches.

— Eine neue Methode der Herzuntersuchung. In der Wiener „Neuen Freien Presse“ lesen wir: In der letzten Sitzung der Gesellschaft für innere Medizin sprach Professor Gärtner über eine neue Methode, den Blutdruck in der rechten Herz-Kammer des Menschen zu bestimmen. Diese Bestimmung ist von der allergrößten diagnostischen Bedeutung, da in diesen Vorhof sich das ganze venöse Blut des Organismus ergießt, um hierauf aus der rechten Herzkammer in die Lungengefäße zu wandern und hier neuerdings in sauerstoffhaltiges, arterielles Blut umgewandelt zu werden. Die komplizierten Vorgänge und insbesondere die Druckverhältnisse im rechten Vorhofe waren bisher einer ärztlichen Untersuchung nicht zugänglich. Professor Gärtner, einem Schüler Brückes und Strickers, gelang es, diese Blutdruckverhältnisse einer sicheren und ganz exakten Messung zu unterziehen. Seine Methode läßt sich etwa in folgender Weise demonstrieren: Wenn man einen Arm senken läßt, so füllen sich die Venen der Hand prall mit Blut an, was insbesondere an dem Handrücken deutlich sichtbar wird. Erhebt man den Arm über den Kopf, so fallen die Venen des Handrückens wieder zusammen und ihr Relief schwindet durch die Haut nicht mehr durch. Gärtner bestimmte durch genaue Beobachtungen an gesunden und kranken Menschen das Niveau, in welchem die Venen des Handrückens zusammenfallen, beziehungsweise sich füllen. Dabei ergab sich, daß die Erscheinung in der großen Mehrzahl der Fälle so deutlich ist, daß sie als Grundlage für Messungen dienen kann; ferner, daß das Phänomen bei einer bestimmten Niveaudifferenz zwischen der beobachteten Venenstelle und dem Herzen an demselben Menschen regelmäßig eintritt.

Die Venen stellen Manometerröhren vor, welche, obwohl sie undurchsichtig sind und unter der Haut liegen, gestatten, den Stand der in ihnen enthaltenen Flüssigkeit zu erkennen. Bei normalem Blutdruck, bei normalem Herzen und normalen Gefäßen genügt die Erhebung der Hand in das Niveau des rechten Herzvorhofes, das durch Abklopfung oder durch Röntgen-Durchleuchtung ermittelt werden kann, um die Venen des Handrückens zum Verschwinden zu bringen. Diese Venen bilden eben mit dem Vorhofe ein System kommunizierender Röhren, in welchen unter normalen Verhältnissen die Flüssigkeitssäule in gleichem Niveau gleich steht.

Professor Gärtner ist es gelungen, die Druckdifferenzen zwischen dem rechten Vorhofe und den Venen direkt zu messen, durch Betrachtung der Venen des Handrückens sichere Schlüsse auf die Beschaffenheit des Herzens zu ziehen. Diese neue Untersuchungsmethode, die in der Versammlung an gesunden und kranken Menschen demonstriert wurde, dürfte von der größten Bedeutung für jeden Arzt werden. Man denke zum Beispiel an die Verhältnisse des Asthenikers, wo eine wiederholte Untersuchung der Herzarbeit und des Blutdruckes einfach unmöglich ist. Hier genügt es, einfach den Arm des zu Untersuchenden zu senken und dann in das Niveau des rechten Vorhofes zu erheben, um in ein bis zwei Minuten zu wissen, ob die Blutdruckverhältnisse normal sind oder nicht. —

Technisches.

mp. Ständig gebrauchsfertige Handgaspritze. Die große Mehrheit der ausbrechenden Brände würden zweifelsohne verhältnismäßig geringen Schaden anrichten, wenn man in der Lage wäre, sie sofort im Entstehen durch geeignete Vorrichtungen zu unterdrücken. Für diesen Zweck ist jetzt eine ständig gebrauchsfertige

Handgaspritze konstruiert worden, die wegen ihrer geringen Größe und der bequemen Handhabung Beachtung verdient. Dieser Löschapparat besteht aus einem Metallgefäß, das ohne Naht aus einem Stück gezogen ist. Es wird mit etwa 9 1/2 Liter Wasser gefüllt. In das Wasser schüttet man 500 Gramm aufgelöstes doppellohlsaures Natron. Der Deckel des Löschapparates ist mit einer Haltevorrichtung für ein Apotherglas versehen, in das man 150 Gramm Schwefelsäure füllt und es mit einem Weistopfen verschließt. Bei ausbrechendem Feuer wird der Apparat einfach nach unten umgekehrt und an der am Boden vorgesehenen Handhabe festgehalten. Hierdurch löst sich der Bleiverchluss der Säureflasche, deren Inhalt ergießt sich in das mit Natron durchsetzte Wasser und die Kohlenensäure wird frei. In dem verschlossenen Apparat können nun die sich entwickelnden Gase nicht entweichen, sie üben daher einen Druck auf das Wasser aus, das mit kräftigem Strahl aus dem am Löschapparat befindlichen Schlauch hervortritt. Der Apparat ist also in einem Augenblick vollkommen gebrauchsfertig und der Wasseranstrich kann durch einfaches Zuhalten der Schlauchmündung mit der Hand in jedem Augenblick unterbrochen werden, so daß unnützer Wasserverlust vermieden wird. Der Wasserstrahl reicht bis auf eine Entfernung von zehn Metern. Nach erfolgtem Gebrauch kann man diese handliche Gaspritze durch Einfüllen von Wasser unter Zusatz von doppellohlsaurem Natron sowie durch Füllung der Gasflasche mit Schwefelsäure sofort wieder gebrauchsfertig machen, wobei noch zu bemerken ist, daß die Chemikalien zur einmaligen Füllung nur etwa zwanzig Pfennig kosten.

Bei einem vor kurzem vorgenommenen Brandversuche konnten wir uns überzeugen, daß diese Handgaspritze in der That ausgezeichnet funktioniert. Es war damit möglich, in auffallend kurzer Zeit einen Brandherd, der aus 200 Kilo Teer mit Holzwolle z. B. besteht, vollkommen abzulöschen, ohne daß der gesamte Wasservorrat einer solchen Handgaspritze verbraucht worden wäre. Erprobenswert ist noch, daß in den D-Zug-Wagen unserer Eisenbahn derartige Handspritzen mehr und mehr zur Aufstellung gelangen. —

Humoristisches.

— Strenge Bestrafung. Chef: „Was, Sie schreiben Liebesbriefe im Geschäft? Nun nehmen Sie sich aber gefälligst diese drei Geschäftsbriefe mit und besorgen Sie sie, wenn Sie bei Ihrer Braut sind!“ —

— Ein lieber Mensch. A.: „Sie munterten den Müller so freundlich auf, sich schriftstellerisch zu betätigen; hat der Mann denn Talent?“

Kritiker: „Keine Spur! Ich kann den Kerl nicht leiden, darum soll er ein Buch schreiben, damit ich es herunterreißen kann.“ —

— Unter Freundinnen. „Emilie, Du lächst wohl seit einigen Tagen selbst?“

„Wieso?“
„Na, weil Ihr Euch eine Hausapotheke zugelegt habt.“ —
(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Wilhelm Henzens Einakter „Die Meisterschüssel“ ist vom Schauspielhaus zur Aufführung erworben worden. —

— Die Freie Volkshöhne bringt in ihrer vierten Vorstellungsserie Sven Langes Schauspiel „Ein Verbrecher“. Die erste Aufführung findet am 15. November im Lessing-Theater statt. — Einen Offenbach Operetten-Abend veranstaltet der Verein am 14. November (8 Uhr abends) in der Brauerei Friedrichshain. Walbert Liebau hat seine Mitwirkung zugesagt. Den musikalischen Teil des Programms hat das Berliner Kontinental-Orchester unter Leitung des Kapellmeisters Robitschek übernommen. Zur Aufführung gelangen u. a.: „Die Hammi weint — der Hansi lacht“, „Die Zaubergeige“, „Die Verlobung bei der Laterne“. —

— Heinrich Schroth vom Hamburger Schauspielhaus ist für das hiesige Schauspielhaus als jugendlicher Liebhaber und Donbivant verpflichtet worden. —

— „Im Hafen“, ein neues Drama von Georg Engel, wird anfangs Januar im Hamburger Thalia-Theater die Premiere erleben. —

— Fritz Lienhard's Bühnenstück „König Arthur“ fand bei der Aufführung in Straßburg eine beifällige Aufnahme. —

— In Frankfurt a. M. hatte Maeterlinds „Johzelle“ einen freundlichen Erfolg. —

— Oskar Blumenthals neues Versspiel „Wenn wir altern“ fand bei der Erstaufführung im Hamburger deutschen Schauspielhaus lebhaften Beifall. —

— Der Nachlaß des Komponisten Hugo Wolf ist, wie dem „Berl. Tagebl.“ aus München berichtet wird, von zwei Musikverlagsgeschäften (in Berlin und Leipzig) für 20000 M. angekauft worden. —

— Die Erstaufführung der Novität „Der Kasteibinder“ im Central-Theater ist auf den 19. November verschoben worden. —